

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

65. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Im Fräuleinstift.

Novelle

von

Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

„O, Sie wissen gewiß mehr!“ rief Elfride, „Sie müßten nicht Fräulein Clarissa sein, um sich mit so Wenigem von Menschen zu begnügen, deren Geschick Tausende lebhaft interessirt.“

„Ja, das weiß Gott!“ sprach Fräulein Clarissa seufzend, „traurig war's — daß es einem noch weh thut, davon zu reden.“

„O bitte, erzählen Sie davon!“ riefen die Zwillinge flehend.

„Weiß wirklich nicht viel!“ entgegnete Clarissa bestimmt, „Graf Blankenburg liebte die schöne Judith von Rawen, älteste Tochter unsers geehrten Stiftpatrons. Sie war ein engelschönes Kind, ein bezauberndes Mädchen und obgleich ihr Teint wie gefallner Schnee, hieß sie doch allgemein „die schwarze Judith,“ hieß so nach ihren langen dunkeln Locken, die schwarz wie das Gefieder der Raben. Ach es war unmöglich sie nicht zu lieben! — und wie hat er sie geliebt.“

„Wie? rief Benedetta überrascht, „er der letzte Sprosse jenes Geschlechts, das seit länger als einem Jahrhundert mit dem unsrigen verfeindet, liebte meine Tante Judith?“

„Was kümmert die Liebe sich um Familienhaß und alten Groll fast erstorbener Geschlechter? — Die Liebe, Kind, ist etwas Göttliches, solcher Haß rein irdischen Ursprungs und Beides weicht doch von einander ab wie der Himmel von der Erde!“

„Fräulein Clarissa, Das sagen Sie, Sie die Antipodin der Liebe, die Verfechterin des alten Jungfernthums!“ rief Elfride jubelnd.

„Grade ich und Niemand kann's besser sagen wie eine alte Jungfer, denn Niemand braucht der Liebe mehr im Herzen als solch armes, altes vereinsamtes Wesen, das überall dem blinden Haße, dem ungerechten Vorurtheile begegnet. Aber alle Liebe und alles Erbarmen, das ich mir Zeit meines Lebens mühsam im Herzen zusammengehalten, es reicht nicht aus gegen die Erbitterung, gegen den Haß gegen jenen alten Sünder dort im Rawensteiner Herrenhause und es hätte nicht seines letzten Streiches gegen uns bedurft, mir ihn verächtlich zu machen.“

Aus Benedettens Wangen wich alles Blut, angst-erfüllt, zitternd sprach sie: „O, Fräulein Clarissa, wie können Sie nur so Etwas sagen, wie dürfen Sie wagen meinen Onkel so zu nennen!“

„Sagen, wagen?“ wiederholte Clarissa spöttisch, „nun ja, das ist dumm und ich thät' gescheiter, es wie Du, kleine Nichte und wie alle Andern zu machen, blos zu denken, daß der Alte ein arger Sünder ist! Gedanken sind ja zollfrei und sie sind's nicht, die die Leute um Hals und Krage bringen, das sind nur ihre Worte, ihre Thaten!“

„Das sollen Sie selbst nicht denken, Fräulein Clarissa, daß mein Onkel ein arger Sünder ist! Das ist er nicht!“ wagte Benedetta mit einer Bestimmtheit zu sagen, deren man sie kaum für fähig gehalten.

„Nicht? — o Du Narrchen!“ rief Clarissa noch spöttischer.

„Nein, nein, Fräulein Clarissa, er ist's nicht! — Sie kennen ihn ja kaum.“

„Kaum? — genug, mein Kind, um zu ahnen, daß er Unglück, namenloses Unglück über seine einzige Tochter gebracht. Wo ist denn Deine Tante Judith, Kind? — steht ihr Sarg etwa im Erbegräbniß jenes düstern Herrenhofes, wo Eure Ahnen ruhen, und doch sagt ihr Vater, daß sie todt sei und hat in der Gruft ein Schild aufgehängt, an dem ihr Name steht.“

„Sie ist verschollen, Fräulein Clarissa, verschollen.“

„Um, — verschollen, das ist leicht gesagt! — Verschollen ist auch Graf von Blankenburg, so ganz und völlig verschollen er und Judith, wie einst jener Graf Herbert von Blankenberg und seine Cousine, die Baronin Erdmuthe. Heißt verschollen bloß verschwunden? — die Menschen pflegen doch sonst nicht spurlos im Winde zu verwehen. Jene sind aber spurlos verweht wie Spreu und Gott allein weiß, wo sie geblieben sind.“

Die arme Benedetta litt unter diesem Gespräche so sichtbar, daß ich meiner Tante dankbar war, die plötzlich vom Balkon ins Zimmer trat und rasch das Wort ergreifend mit ihrer gewöhnlichen Milde sagte:

„Liebe Clarissa, weiß, wie sie selbst sagen, Gott, wo Jene geblieben sind, von denen wir nichts wissen, so beruhigen wir uns damit, daß Sie in seiner Hand sind, unter seinem Schutze stehen. Unter dem Schirme des Höchsten sind sie aber nicht verlassen, sondern besser aufgehoben als wir kurzsichtige Menschen denken und ahnen können.“

Meine Tante zog Benedetta in ihr Zimmer, Fräulein Clarissa aber ergriff meinen Arm und gab mir einen Wink, sie auf den Balkon zu bringen. Dort fanden wir Gräfin Blanka; ihre Gestalt zitterte — ihre Hände hatten das Sims des Geländers krampfhaft umschlungen und als sie bei unserm Kommen sich hastig einen Augenblick umsah, bemerkte ich, daß Thränen über ihre bleichen Wangen rannen.

War Fräulein Clarissa durch das geführte Gespräch zu sehr mit der Vergangenheit beschäftigt, um für das Gegenwärtige kein Augenmerk und Interesse zu haben, oder — wollte sie Gräfin Blanka nicht sehen? Den Rücken nach ihr hinwendend, nahm sie Platz auf der andern Seite des Balkons und während

Jene sich entfernte, brummte sie vor sich hin: „Leicht gesagt, unter dem Schirme des Höchsten stehen! Denn bedenkt man, daß dieser Schutz jener Gespensterturm dort oben auf der Burg war, so mag es wohl nicht allzu erquicklich gewesen sein, ihn zu genießen.“

„Wie!“ rief ich nicht ohne Entsetzen, „die Grafen Blankenburg und Judith von Rawen sind dort im Gespensterturm.“

„Sind! nein Liebe, jetzt heißt's wohl „waren“, denn neunzehn Jahre sind seit Judith's und des Grafen Benno Verschwinden vergangen und solch eine Ewigkeit lebt man nicht und von nichts in einem dumpfen Thurme. Anders war's mit der unglücklichen Erdmuthe! die erhielt vom gütigen Gatten ja täglich Speise und Trank und doch war auch sie im 29. Jahre ihres Lebens ein blödsinniges Skelett, als Hildegarde sie nach dem Tode des Burgherrn hier nach Tannenberg brachte und in dem schwarzen Zimmer versteckte.“

„Dort also hat sie gelebt?“

„Reichte ihre Combinationsgabe nicht so weit, sich das zu denken?“

„Was man denkt, ist nicht immer das Richtige! genaues Wissen ist jederzeit vorzuziehn.“

„Oft ist das Wissen aber auch kein Segen, und ich z. B. gäbe was darum, wüßte ich nicht so vieles Böse, — ich würde dann selbst vielleicht besser sein.“

Fräulein Clarissa schwieg und als ich nichts entgegenete, rief sie lachend: „O, das ist vortrefflich, Sie trösten mich arme Verderbte nicht einmal mit dem allerkleinsten und in solchen Fällen so üblichen und ganz gewöhnlichen Widerspruch: „Sie sind doch nicht böse, Sie Gute!“ hinter welchem Troste aber meist in Gedanken der wenig erbauliche und verbindliche Nachsatz steht: „also du Raze weißt, daß du eine Raze bist.“

„Sie sind sonderbar, Fräulein von Rawen.“

„Sehr, meine Liebe, ich weiß Das und die Welt war oft so gütig, mich ein Original zu nennen. Wollen Sie, geehrtes Fräulein, aber wissen, wie es gekommen, daß ich so unausstehlich geworden bin, wie ich die Ehre habe Ihnen bereits erschienen zu sein, so besuchen Sie mich heute Nachmittag, nein, — heute Abend nach dem Thee, denn je später die Stunde, desto besser plaudert's sich, desto leichter beichtet sich's. Haben Sie aber meine Lebensskizze gehört, dann mögen Sie selbst beurtheilen, ob ich allein die Schuld meiner Unliebendwürdigkeit trage oder nicht, berechnete Ansprüche an den Rücken des Schicksals besitze, den der Herr zu unserm Heil und Segen breit erschaffen.“

Sechstes Capitel.

Die Theestunde war vorüber, das gewöhnliche Vorlesen sollte beginnen, als ich mich leise aus dem Salon entfernte, um Fräulein Clarissa aufzusuchen.

Ihr Zimmer war elegant und hübsch ausgestattet, wie alle Räume des Stifts, nur bemerkte ich darin nichts von allem, was in Wohngemächern der Damen im Allgemeinen zu finden ist und ihnen einen Anstrich von Behaglichkeit giebt. Da stand weder ein Instrument, noch eine Staffelei, kein Schreib-, kein Nähtisch, — da lag kein Buch, keine Mappe, da war keine Blume, kein Vogel zu sehen; die Wände wurden weder durch ein Bild geziert, noch unterbrochen Postamente mit Vasen und Statuen die Einförmigkeit der langen kahlen Flächen. Jedes und Alles fehlte, das eine Stube ausschmückt — selbst das, was man sowohl im Boudoir der vornehmsten, elegantesten Dame findet, wie auch in dem kleinen bescheidenen Raum einer Nähterin: „eine Etagère“, — jene Brettchen, angefüllt mit all den im Leben gesammelten Kleinigkeiten, die vom letzten Spielzeug aus der Kinderzeit bis zur Gegenwart in Stufenleiter eine Reminiscenz an die Vergangenheit bilden — uns an Bekannte und Freunde erinnern, an ernste und heitere Stunden mahnen. Und trotz all dieses Fehlenden, war, wenn man Fräulein Clarissa erst kannte, ihr Zimmer ganz charakteristisch — charakteristisch, wie mehr oder minder alle Wohngemächer sind, die man fast Charakterenthüller nennen könnte, denn giebt uns die Umgebung, in der die Menschen ihre Tage verleben, nicht oft sichern, genauern Aufschluß über dies Leben und sie selbst, als ihre Worte uns verrathen?

Bis auf den Erker in Fräulein Clarissa's Zimmer, wo ein bequemer Lehnstuhl und ihr altes Spinnrad standen, auf einem kleinen Tischchen ein Klöppelkissen mit verwitterter Stickerei lag, bot der ganze Raum kein weiteres behagliches Winkelchen. Dort fand ich sie auch nach einigem Suchen, denn das Zimmer wurde nur durch jenes matte Zwielicht erhellt, das in den späten Stunden der Sommerabende die Erde erleuchtet.

„Noch im Dunkeln?“ fragte ich staunend.

„Wie immer!“ erwiderte sie ruhig, „ich liebe es, den Schein des Lichts mehr und mehr am Himmel ersterben zu sehen und den allmählichen Sieg der Finsterniß auf Erden zu beobachten. Siehts doch kein treueres Bild des Lebens! — außerdem —“ setzte sie kurz anlächelnd hinzu: „keine größere Ersparniß, als im Dunkeln zu arbeiten. Man fördert Etwas, ohne

das Geringste zu verbrauchen. Wollen Sie sich einen Sessel heranziehen? — meine Sicht erlaubt mir nicht die Honneurs zu machen! — den da, wenn ich bitten darf! Jener hat einen zerbrochenen Fuß, — er brach an dem Tage, wo ich hier in's Stift kam, ich behielt ihn zur Erinnerung und Sie mögen daraus ersehen, daß ich auch meine Reliquien habe!“

Fräulein Clarissa schwieg nach diesem Quodlibet, ich ergriff den Sessel, an den sich keine Erinnerung knüpfte, saß dann eine geraume Zeit seitwärts von ihrem schnurrenden Mädchen, dessen Spulen sich mit Blütheschnelle drehten und glaubte schon, daß sie völlig vergessen, warum sie mich zu sich berufen, als sie plötzlich sagte: „Wozu zögern das zu thun, was ich seit Tagen beschloß? Sie sind, wie ich mir Jemand zum Vertrauten gewünscht — zum Vertrauten, um mir dienen zu können! Bloß des Vergnügens halber oder um lediglich zu schwätzen, frame ich nicht in der Vergangenheit herum. Um Alles zu verstehn, müssen Sie erst meine Geschichte kennen. Je eher, je besser — die Zeit drängt, die Sicht kann mir in Herz und Magen treten und dann heißt's „Adieu Clarissa!“ dann ist's aus mit Plänen und Entwürfen! so hören Sie mich denn an.“

Fräulein Clarissa zog bei diesen letzten Worten Hand und Fuß vom Rade fort, der Faden riß und mit schrillum Ton drehte sich eine Weile die entfesselte Spule, dann war Alles still. Sie begann:

„Meinem Erscheinen in der Welt gingen keine Segenswünsche voraus! Niemand hatte mehr auf mich gerechnet und als solch nachgebornes Kind wurde ich von meiner Mutter mit Schrecken, von meinen vier bedeutend ältern Schwestern mit Unwillen begrüßt. Die beiden Ältesten, Mädchen von 16 und 17 Jahren waren Bräute und meine Geburt verzögerte ihre Hochzeiten, die Dritte, ein Wunderkind in der Musik, hörte mein disharmonisches Geschrei in ihren Studien der Harmonielehre und selbst die Jüngste, ein Kind von dreizehn Jahren, vermochte nicht mehr so gut wie einst ihre französischen Vokabeln zu erlernen und vollends nicht mehr so ungestört Aufsätze über Literatur und Geschichte zu machen, wie sonst, als ich noch nicht den Reichthum ihrer Ideen durch meine armseligen Töne unterbrochen. Es soll eine Confusion, ein Elend durch mich in unsere stille Familie gekommen sein, das allerdings groß gewesen sein muß, da die Beschreibung für mein langes Leben hinreichenden Stoff geboten. Meine Mutter nun war eine gute Frau, die ihre Töchter gern zufrieden sehen wollte; außerdem der Kinderpflege unge-

wohnt. So übergab sie mich denn einer jungen Amme, verbannte uns in ein entlegenes Gartenzimmer und ungestört konnten nun wieder die Brautpaare sein, ungestört die beiden jüngern Töchter studiren. Alles wäre vielleicht gut gegangen, wenn die Amme nicht gerade zu der Zeit Heirathsgedanken gehabt, ewig mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, die meinigen außer Acht gelassen. Sie war eine Geistesverwandte von unserm hiesigen Stiftsnachtwächter. Hat der Mann, wie Sie vielleicht schon wissen, Abends zehn Uhr seinen Vers abgesungen: „Menschenwachen kann nichts nützen! Gott muß wachen, Gott muß schützen“, so glaubt er das Seinige für Tannenbergens Sicherheit gethan zu haben, legt sich in's Bett und schläft bis Morgens 6 den Schlaf des Gerechten. Meine Wärterin that nun in gleicher Weise ihre Pflicht, gab mir hinreichende Nahrung, zog mir gestickte weiße Kleider an, trug mich in's Freie, im Uebrigen aber stellte sie mich einzig unter Gottes Schutz. Ist es nun wahr, daß ohne den Willen des Höchsten kein Sperling vom Dache fällt, fiel ich auch wohl nicht ohne sein Wissen von dem hohen Tisch an die Erde, auf dem die Pflegerin meiner zarten Kindheit mich wickelte. In Folge dieses Sturzes bekam meine Gestalt die Form, welche sie jetzt hat und die man bucklig nennt. Meine Mutter gerieth stets außer sich, wenn sie mich sah, — vielleicht war das der Grund, warum sie mich so wenig wie möglich sah. — Der Arzt hatte ihr der ewig aufgeregten Aufregung verboten! Im dreizehnten Jahre kamen zu den Reizen meiner Gestalt — die Pocken! sie zerrissen mir das Gesicht — machten mich halb blind. Anfangs begriff man nicht, wie diese entsetzliche Krankheit mich hatte überfallen können — dann — als man sah, daß ich nie geimpft worden, war das Räthsel gelöst! — Gottes Engel hatten versäumt mit Nymphe vom Himmel niederzusteigen.

„Als meine Mutter mich nach meiner Genesung zum ersten Male wieder sah, wurde sie ohnmächtig — ich sah aber auch entsetzlich aus — so furchtbar, daß ich vor mir selbst erschrak, wenn mein Blick zufällig in den Spiegel fiel. Meine abschreckende Persönlichkeit drohte das Renommée zu vernichten, in dem unsere Familie stand, deren Mitglieder alle sehr schön waren. Meinen Schwestern hatte ihr Aeußeres den Weg durch's Leben geebnet, sie hatten Alle, trotz ihrer Armuth, brillante Partien gemacht, lebten in den glänzendsten Verhältnissen und — daß mir ein gleiches oder ähnliches Glück versagt schien, war der stete Kummer meiner Eltern und namentlich von meiner

Mutter hörte ich von meinem fünfzehnten bis siebzehnten Jahre nur die trostlosen Ausrufe: „Gott, mein Gott, warum hast Du dies Kind so mißgestaltet! sie wird unbewundert, unbegehrt bleiben, wird als alte Jungfer sterben!“ — — — Der Himmel hatte Erbarmen mit ihrer Angst und Noth, erlöste sie von der Schmach: Mutter einer unvermählten Tochter zu sein! — Sie starb, ehe ich noch mein achtzehntes Jahr erreicht und wenige Wochen nach ihrem Tode stand ich auch an dem Grabe meines Vaters! — — Nun wurde großer Familienrath gehalten, wohin ich, die völlig mittellose Waise, das zarte schwächliche junge Mädchen unterzubringen sei. Meine reichen Schwestern hielten es nicht für gerathen mich zu sich zu nehmen; — in ihren eleganten Salons spielte ich die unglücklichste Rolle und mich in einen Winkel ihrer Häuser zu stecken, dazu waren sie, die sämmtlich Damen von Welt, zu klug. Ihren Ruf als „vortreffliche“ Frauen wollten sie dadurch nicht leichtsinnig auf's Spiel setzen und offen sagten sie mindestens zu mir: ja, wärst Du zehn, zwölf Jahre älter, dann ginge es schon Dich zu behalten, ohne zu risquieren, verdammt zu werden, wenn wir Dich nicht in die Welt einführten.“ So kam ich denn zu meiner Tante auf's Land, da ich für das Leben in der Residenz nicht das geeignete Aeußere besaß.“ — — —

Fräulein Clarissa hielt plötzlich inne, blickte aus dem Fenster und rief dann mit ihrem kurzen Auflachen: „Zünden Sie jetzt die Lichter an, Liebe, nun wird meine Geschichte dunkel und Sie möchten sich fürchten.“

„Nein, nein, lassen wir's so!“ rief ich abwehrend, „wenn Sie nicht vielleicht Ihrer selbst wegen —“

„Meinetwegen Licht anzünden, meinen Sie? — o nein Theuerste, das geschah für mich während eines halben Jahrhunderts nie, also warum sollt' ich's nun am Ende meiner Erdenlaufbahn thun! — ich — ich bin an's Dunkel im Leben mehr gewöhnt, denn an's Licht und nie liebte ich, mir durch Stearin, Wachs oder Del das zu ersetzen, was die Sonne des Glücks versäumt mir als Strahlenschein auf den Weg zu werfen! — Bei jener Tante nun, zu der ich im tiefsten Winter kam, lernte ich die ersten weisen Ersparnisse an Licht machen — lernte bei ihr auch im Finstern spinnen. Die Vortreffliche dachte wahrscheinlich, da das Schicksal den Lebensfaden mancher Menschen in völliger Nacht abspinnt, könne ich's mit dem Flachs-faden auch thun. Und ich that's; manche lange Nacht hindurch ruhte mein Mädchen, das Sie hier sehen, ebenso wenig wie ich und das Garn, das ich spann, häufte sich

zu dicken Ballen an. Wie fleißig ich aber auch war, zufrieden stellte ich meine ewig unzufriedene Tante nie. So wie beim Spinnen nutzte sie mich in jeder andern Weise aus und das Leben bei ihr war ein wahres Höllenleben. Geiz war ihre Haupttugend — daraus entsprangen all die andern Uebel, welche die Kette meines Elends bildeten! Wagte ich einmal eine Klage gegen meine Schwestern auszusprechen, erhielt ich zehnfache Ermahnungen, den Himmel für diese „Zufluchtsstätte“ zu segnen. Zeit zu dieser Anerkennung mangelte mir weniger, wie die Einsicht meines Glücks, denn Morgens um 4 mußte ich meistens aufstehn, bis Mitternacht regelmäßig spinnen. Arbeitete ich aber in dieser langen Zeit nicht hinreichend, so füllte mir die vorsorgliche Tante um jene Stunde den Rocken mit neuem Flach und war er Morgens, wenn sie ihr Gebet verrichtet, nicht abgesponnen, war „Hungern“ die geringste Strafe für meinen Müßiggang! — Genug davon! jenes verwandtschaftliche Marterwerkzeug meiner Jugend ist längst todt. Friede ihrer Asche! — Die Nacht, — der beste Freund meines Lebens, befreite mich endlich nach zehnjähriger Sklaverei von meinem elenden Dasein. Eines Morgens lag meine Tante todt im Bette — das Glück des Jenseits war ihr im Schlafe gekommen, wie mir das der Freiheit. — Von ihren Reichthümern erbte ich nichts. Wegen „meiner Bosheit“ hieß es im Testamente sei ich enterbt. Diese Anschauung meines Charakters hatte meine Tante an dem Abend gewonnen, wo ich einem ihrer Hunde sein Nachtmahl entwendet und dasselbe im Anfall unbezwinglichsten Hungers verzehrt. Sie behauptete, es sei aus Bosheit geschehen gegen das arme Thier! — Nun gut — ich erbte also Nichts! — Das ganze Vermögen fiel nach ihrer Bestimmung an die fromme Stiftung „Himmelsseggen.“ Der Vorstand jener segensreichen Stiftung kam zu ihrer Beerbigung und pries laut die Güte und Milde eines Herzens, das leider „zu früh“ aufgehört zu schlagen. Meine Tante war nebenbei erwähnt 76 Jahr alt, als man diesen Nachruf über ihrem Sarge ertönen ließ. Der Geistliche hielt eine Rede über den Spruch: „Selig sind die Barmherzigen, denn das Himmelreich ist ihrer.“ Ich bekam einen Schreck, als ich diese Worte hörte — noch tiefer schnitt mir der Choral in's Herz, den man über ihrer Gruft anstimmte: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben“, mich tröstete nur, daß ich all die Lügen nicht zu verantworten hatte. — — — Zwei meiner Schwestern machten beim „Himmelsseggen“ den Versuch, eine Rente für mich zu erpressen. Himmlischer Segen schien

mir aber ebenso wenig bestimmt wie irdischer und der Vorstand jener frommen Stiftung erklärte: „durch solche Verwendung glaube man nicht im Sinne der „edlen Verstorbenen“ zu handeln.“ — — Arm, abgerissen, krank, elend, an Körper und Geist gebrochen, verließ ich das Landhaus der „edeln Verstorbenen“, um einer Einladung meiner ältesten Schwester zu folgen, die sehr kränklich war und einer Stütze im Haushalt bedurfte. Jetzt war ich in dem gesegneten Alter, wo man sich nicht mehr zu scheuen brauchte, den Aschenbrödel aus mir zu machen und — man that's redlich! Nachdem ich die älteste meiner Schwestern zu Tode gepflegt, das Sterbelleid für sie genäht, wurde ich an's Wochenbett ihrer Tochter berufen, von dort aus nach Paris geschickt, um eine Richte aus der Pension zu holen — kurzum, wer fortan in der Familie Jemand bedurfte, wandte sich an „Tante Clarissa“ und diese arme Tante wurde in ihrem Alter, was sie nie in der Jugend gewesen — begehrenswerth. Mein Herumziehen in der Welt trug mir den Namen „die Schicktante“ ein und Schicktante flog während neunzehn Jahren wie ein Ball von einem Ort zum andern, ja sogar in fremder Herren Länder, wo liebe Nessen und Nichten sich eignen Herd gegründet. Im zwanzigsten Jahre meines Wirkens für Andere lähmte mich auf einer Reise, im tiefen Winter, bei strenger Kälte, die fliegende Gicht. Nolens volens mußte ich in dem Städtchen Birkenbach, nahe der russischen Grenze bleiben. War mir die Gicht auch angeflogen — sie bezeugte keine Lust ihre Flügel wieder auszubreiten, sondern setzte sich immer fester in meine Hände und Füße. — — Die Schicktante krank! Das war ein Unglück! Man machte Versuche mich herzustellen — Alles vergeblich! ebenso vergeblich, wie meine Bitten: „mich von dem fremden Orte abzuholen.“ Keiner und keine von Allen, die ich gepflegt, denen ich Dienste über Dienste erwiesen, ging in der Erkenntlichkeit so weit, die gelähmte Schicktante selbst zu pflegen, — Niemand von Allen, die so viel Zeit zu Vätern und Soireen, hatte Zeit mich zu besuchen. Man schrieb mir aber, nachdem ich zwei Jahre auf allgemeine Kosten der Verwandten verpflegt worden, daß man sich für mich um eine Stiftsstelle in Tannenbergen bemühe, wo Vakanz sei und vor einigen Jahren sogar eine überzählige Dame, eine Gräfin Blanka, durch den Fürsten eingeführt sei. Wie betete ich zu Gott um das Glück solcher Stiftsstelle, zu der ich als bedürftige Verwandte der Freiherrn von Rawen völlig berechtigt war. Ich erhielt die Stelle nicht — erhielt während der sechs folgenden Jahre, trotz dreifacher Balan-

zen, auch keine! — stets aber schrieb die Landesmutter tröstend: „Bei der nächsten Vakanz sollen Sie so viel wie möglich berücksichtigt werden.“ — Welch elendes, trostlos einsames und schreckliches Leben verlebte ich während dieser langen — endlos langen Jahre! Meine Verwandten glaubten Alles gethan zu haben, indem sie mir ein hübsches Häuschen vor dem Thore gemiethet — mir eine bekannte Frau als Wärterin gesandt und einen Arzt aus der benachbarten Stadt veranlaßt: mich alle acht Tage zu besuchen und alle 4 Wochen über meinen Zustand zu berichten. Ja, ja, es war anscheinend so viel und doch wie wenig für mich! — Die Wärterin war meine ehemalige Amme — die gewissenlose Pflegerin meiner Kindheit und nie und nimmer konnte ich bei ihrem Erblicken vergessen, daß sie die Grundursache all meines bitteren Leids im Leben gewesen. Dazu kam, daß sie trant, sich ein paar Mal in der Woche durch die allergewöhnlichsten geistigen Getränke berauschte und ich Unglückliche, die ich völlig gelähmt und außer Stande war mich zu rühren, an solchen Tagen oft Stunden lang des Nöthigsten entbehrte. Stellte ich sie über ihr unverantwortliches Laster zur Rede, gelobte sie Besserung, bat mich süßfällig, sie nicht, wie ich wollte, bei dem Arzte anzuklagen und ihres „guten Dienstes“ zu berauben!

Kannte sie den Dienst bei mir einen „guten“, sprach sie davon, daß mich zu pflegen „ihr höchstes Glück sei“ — so erbarmte mich das und ich schwieg. Endlich wurde ihre Leidenschaft mir zu widerlich, denn sie war nur noch an den Tagen nüchtern, wenn der Doctor kam. So beschloß ich denn eines Tages fest: zu reden und Abänderung zu verlangen. Als der Arzt aber da war, sah sie mich so flehend an und — ich sagte wiederum nichts. Er ging — sie aber betraufte sich, vielleicht aus Freude und Dankbarkeit, so entsetzlich, daß sie gegen Abend in völliger Besinnungslosigkeit meine Stube betrat. Kaum daß sie eine Lampe anzündet, sank sie unweit meines Bettes zu Boden und — schlief ein —“

Fräulein Clarissa hielt inne, bedeckte einige Augenblicke ihr Gesicht mit den Händen und als sie von Neuem begann, zitterte ihre Stimme vor tiefer innerer Bewegung so stark, daß ich Mühe hatte Folgendes deutlich zu verstehen:

„Ich schlief nicht; die Lampe verlöschte bald wieder; doch hell schien der Vollmond in's Gemach. Die tiefe Stille um mich her unterbrach nur das laute Schnarchen der Schlafenden — es ging nach einigen Stunden in ein Nöcheln über. Laut und immer lau-

ter rief ich ihren Namen — sie antwortete nicht — nach Mitternacht trat Stille — Todtenstille ein. Als der Tag zu grauen anfang, fielen seine ersten Lichtstrahlen auf die Person neben meinem Bette — ihr Gesicht lag mir zugewendet — es war das einer Leiche und — Welch entsetzlicher Leiche! — Starr blickten die verglasten Augen mich an — halb geöffnet war der Mund, wie wenn er reden wollte! — — —

Abermals schwieg Fräulein Clarissa; kurz auf-lachend fuhr sie nach einer Weile fort: „Zwei Tage und zwei Nächte hatte ich das Vergnügen, unfreiwillige Wärterin dieser Leiche zu sein! — In das kleine Haus vor dem Thore kam außer dem Arzte und dem Briefträger Niemand. Der Doctor aber war da gewesen, Briefe bekam ich nur in den ersten Tagen des Monats und wir waren in der Mitte desselben. Wer sollte — wer konnte mich aus dieser Lage erretten? — Der Himmel mußte geradezu ein Wunder thun und durfte ich — ich — die arme bucklige Clarissa von Rawen darauf rechnen? — Es hatte mir Zeit meines Lebens geschienen, als habe die Gnade Gottes wenig mit mir zu schaffen gehabt, — daß Er aber, der gerecht und weise sein sollte, mir diese — diese Prüfung noch auferlegt — das faßte ich nicht und immer und wieder fragte ich mich in den Stunden namenlosester Folterqualen: mit was, durch was hast du auch das noch verdient?“ Die Wege des Herrn sollen unerforschlich sein! — nun wahrlich — zu der Erkenntniß kam ich während jener zwei Tage — Tage, die nicht allein Jahre — nein Ewigkeiten enthielten! — — — Am Morgen des dritten Tages — da, wo der Anblick der mehr und mehr verwesenden Todten mich fast wahnsinnig gemacht, wo der Schmerz in meinen gelähmten Gliedern, — die ich unablässig zu bewegen versucht, um dem Bette und der Leiche zu entrinnen — sich zu einer Höhe gesteigert, die an Marter grenzte, da — endlich schlug die Stunde der Erlösung! — Erschöpft, bis zum Tode ermattet lag ich da, — ergeben in den Gedanken: neben dieser Leiche bald auch zur Leiche zu werden, — da war's, als plötzlich ein Pochen an meiner Thür ertönte. — Ein Hoffnungsstrahl fiel in meine Seele — ich rief: „eintreten — schnell, schnell!“ — sah die Thür hastig aufreißen — erkannte den Briefträger, ächzte noch das eine Wort: „Hülfe!“ und fiel dann in Ohnmacht — zum ersten — einzigen Male in meinem langen Leben! — — Als ich erwachte — war die Leiche fort — ich in einem andern Zimmer und an meinem Bette saß ein junges hübsches Mädchen. Es war die Tochter des Brief-

trägers. Nur langsam besann ich mich auf das furchtbare Ereigniß der letzten Vergangenheit, dann ließ ich mir den Brief vorlesen. Er war aus Tannenbergen, — er enthielt meine Einberufung in's Stift! — „Einberufung in's Stift“, welche himmlische Musik lag für mich in diesen drei Worten. Ich hatte ein Asyl — eine Heimath — ich — die Heimathlose — die Arme und Verlassene! — — Meine Freude, mein Glück kann Der nicht fassen, nicht begreifen, der liebende Verwandte hat, nicht allein in der Welt dasteht! — O, wie jubelte ich, — wie segnete ich jenen bösen Hans von Rawen, der Tannenbergen seinen Schwestern geschenkt — wie segnete ich Hildegarde, die in diesem Hause armen, bedürftigen Mädchen eine Zufluchtsstätte eröffnet! — Hatte ich während jener furchtbaren Tage mein trostloses Geschick beklagt: meine Glieder nicht bewegen zu können, um einem gräßlichen Anblick zu entfliehen, — so beweinte ich nun, nachdem ich den Inhalt des Stiftschreibens kannte, meine Unfähigkeit: „vor Gott nicht dankend meine Knie beugen zu können.“ — — Nun, vermochte ich auch das nicht — ich danke dem Himmel aus tiefstem Herzensgrunde, — danke ihm noch täglich und — seitdem ich hier auf unserer Stiftsbrücke die Inschrift zu Hildegardens Füßen gelesen, stehen die Worte: „Lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan“ in meinem Herzen. — — Ich gedenke jezt nicht mehr des Bösen, das mir in meiner Jugend zugefügt worden — gedenke nur des Guten, das mir mein Alter erleichtert! — Meine Prüfungszeit war beendet nach jenen beiden schrecklichen Tagen.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Zu Anfang und Ende des dritten Capitels der Erzählung „Im Fränkelsstift“ muß es heißen statt Gräfin Diana Gräfin „Blanka“, die später unter dem Namen die „weiße Gräfin“ vorkommt. D. Reb.

Feuilleton.

(Eine Trauung durch den Telegraphen.) Die amerikanischen Blätter berichten von einer seltsamen Heirath zwischen einem jungen Mädchen aus einem Dorfe, welches an der Eisenbahn von Oswego im Staate New-York gelegen ist und einem Soldaten von der Artillerie, der sich zu Washington in Garnison befindet. Der Kaplan des Regiments, zu welchem der Bräutigam gehört, richtete an das Mädchen eine telegraphische Depesche, welche die rituale feierliche Frage enthielt: „Willst Du

den hier gegenwärtigen Edward Hardstone zum Manne nehmen?“ — „Ja,“ antwortete Miß Softwood durch den Telegraphen, „und ich ermächtige Sie hiermit, ihm die nämliche Frage in Bezug auf mich vorzulegen.“

Zwei Stunden später zeigte eine zweite Depesche Miß Softwood an, daß sie die legitime Gattin des Mr. Hardstone sei; die Depesche könne ihr zugleich als Trauschein dienen. Die Eltern des jungen Mädchens hatten sich der Liebhaft und Heirath der jungen Leute nämlich auf das Hartnäckigste widersetzt und ihre Tochter streng überwacht, so lange der junge Mann sich noch im Dorfe befand; sie genoß erst wieder einiger Freiheit, als die Familie durch die Abreise des Conscripten beruhigt war. Man hatte aber nicht an die Mitwirkung des Telegraphen gedacht und so ist diese Einrichtung von nun an berufen, der menschlichen Gesellschaft und unglücklichen Liebenden speciell neue Dienste zu erweisen. —

8.

(Wie man sonst fremde Fürsten fetirte.) Unter den Festlichkeiten, welche bei der Anwesenheit des Großfürsten Paul Petrowitsch, nachmaligen Kaisers Paul I. von Rußland, 1777 in Potsdam stattgefunden haben, gab es manche, die unseren heutigen Anschauungen gar seltsam erscheinen. Sie liefern auf's Neue den Beweis, daß Friedrich der Große auch bei solchen Gelegenheiten nicht zu große Anstrengungen machte, fremden Mächtlern zu imponiren, da er dessen schon ohnedies gewiß war. So wurde zum Beispiel, als der Großfürst durch die Stadt fuhr, von Magistratswegen von der Spitze des Garnisonsturms ein Pistol dreimal abgefeuert und das Corps de Ballet der Berliner italienischen Oper mußte in Schäferkleidung vom Obelisk bis zum Neuen Palais durch den Garten von Sanssouci neben dem Wagen des Großfürsten hertanzen, denn der König hatte dem Magistrat zur Pflicht gemacht, daß die festliche Veranstaltung von Seiten der Stadt ja nicht „gudstig“ ausfallen möchte. Wie es zum Repariren der Kosten auf die Gewerke kam, hieß es in der königlichen Ordre: „Weil die Gewerke und die Schützengilde immer verlangen, vorne zu stehen, wenn es etwas zu sehen giebt, so können sie auch mehr bezahlen wie das Volk, das hinter ihnen stehen muß und nichts sehen kann.“ —

8.

(Wie sich die elegante Welt im Mittelalter amüßte.) Ein Bericht aus dem 14. Jahrhundert schildert uns den Verlauf eines Tages auf einem französischen dem Admiral von Frankreich Armand de Lrie gehörigen Schlosse, der von einem Freunde, Kapitän Rinno, Besuch erhalten hat. „Madame erhob sich des Morgens früh mit ihren Damen und ging in ein nahegelegenes Wäldchen, eine jede mit ihrem Gebetbuch und Rosenkranz; dort setzten sie sich und sprachen ihre Gebete, ohne nur ein Wort mit einander zu flüstern. Darnach pflückten sie Veilchen oder andere Blumen und lehrten in das Schloß zurück und hörten die Messe in der Kapelle. Nachdem sie die Kapelle verlassen, brachte man ihnen zum Frühstück gebratene Hühner, Perden oder anderes Geflügel auf silberner Schüssel und Wein dazu. Madame selbst aß selten des Morgens etwas oder nur ein wenig mit zur Gesellschaft. Abdann ritt Madame mit ihren

Damen aus auf den schönsten Zeltern, die man sehen konnte, und mit ihnen die Ritter und Edelleute, welche anwesend waren; sie erlustigten sich im Freien und machten Kränze aus frischem Grün. Da konnte man Lieder aller Art singen hören, wie sie nur die Troubadours von Frankreich wußten im mehrstimmigen Gesange. Dazu kam noch der Kapitän Ninno mit seinen Edelenteu, zu deren Ehren alle Festlichkeiten gemacht wurden und gemeinsam kehrte man in's Schloß um die Speise-stunde zurück; man stieg vom Pferde und begab sich in den Speisesaal, wo die Tische gedeckt standen. Der Admiral, Ninno und Madame setzten sich zu Tische und der Haushofmeister ordnete und wies einem jeden Ritter den Platz neben einer Dame an. Die Fleischspeisen waren sehr mannigfach und reichlich und ebenso Fische und Früchte je nach dem Tage der Woche. So lange das Diner dauerte, plauderte wer nur plaudern konnte, vorausgesetzt, daß man es mit Anstand und Bescheidenheit that, von Waffenthat und von Liebe und war sicher, ein geneigtes Ohr zu finden und eine Zunge, die ihm in der Antwort nichts schuldig blieb. Indessen fehlten auch nicht Spiel-leute aller Art mit hübschen Instrumenten in der Hand. Wenn das Benedicite gesprochen und die Tischtücher abgenommen, kamen die Minstrel und Madame tanzte mit Ninno und jeder seiner Edelleute mit einem Fräulein. Der Tanz dauerte ungefähr eine Stunde und nach Beendigung desselben gab Madame dem Kapitän einen Kuß und ein jeder Herr der Dame, mit welcher er getanzt hatte. Dann brachte man Zuckerwerk und die Gesellschaft trennte sich, um Siesta zu halten. Nachdem man danach ein wenig ausgeschlafen hatte, stieg man wieder zu Pferd und die Pagen brachten die Falken zur Reiherjagd. Madame nahm selbst einen Edel Falken auf ihre Hand, die Pagen schenkten den vorher aufgespürten Reiher auf und sie warf ihren Falken mit solcher Geschicklichkeit, daß Niemand es hätte besser machen können. Da gab es denn eine herrliche, lustige Jagd: Hunde zum Schwimmen, Trommeln zu schlagen, das Federspiel in die Luft fliegen zu lassen und Damen und Herren unterhielten sich so ergötzlich längs dieses Wassers, daß man es nicht sagen konnte. Wenn die Jagd zu Ende, stieg Madame und alle Uebrigen mit ihr auf einer Wiese vom Pferde; man zog aus den Körben Hühner-, Wachtel- und sonstiges kaltes Fleisch und Früchte und aß; man machte grüne Kränze und kehrte unter dem Gesange schöner Lieder in das Schloß zurück. Mit Anbruch des Abends soupirte man und dann ging Madame zu Fuß auf das Feld, um sich zu erlustigen und man spielte Regel, bis es völlig finster geworden. Alsdann kehrte man mit Fadeln in den Saal zurück; es kamen die Minstrel und man tanzte in die Nacht hinein. Zuletzt wurden Früchte und Wein gebracht und man empfahl sich einander, um sich schlafen zu legen. In dieser Art ging es alle Tage zu, so oft der Kapitän oder Andere kamen, je nach ihrem Verdienst." — Aus jener „guten alten Zeit“ besitzen wir auch noch förmliche Komplimentirbücher, worunter die altdeutschen „Vorschriften der Hofzucht“

obenanstehen, die äußerst streng sind und auf die genauesten Details eingehen. Sie dienten hauptsächlich dazu, die Ritter, Edelleute und Junker, sowie Alle, die auf eine feine Lebensart Anspruch machen und sich an höfischen Brauch halten wollten, über die Regeln des Wohlverhaltens zu belehren. In den Vorschriften der „Tischzucht“ heißt es zum Beispiel: „Man soll die Hände äußerst sauber zum Essen halten, die Nägel vorher schneiden, aber allein und nicht in Gesellschaft; man soll sich nicht selbst segnen, sondern warten, bis der Wirth einem den Platz anweist und die oberste Stelle nur mit Strauben annehmen. Man soll gerade sitzen, nicht viel Bewegung mit dem Körper machen und nicht herumwandern. Wer oben sitzt, soll den Anfang machen, wären aber ehrbare Frauen da, so solle man die beginnen lassen. Man soll das Brot nicht eher anrühren, als bis die erste Speise gebracht ist, man soll nicht mit beiden Händen essen, die Zähne nicht mit dem Messer stoßern, nicht mit dem Finger die Speise auf den Löffel schieben. Das aufgeschnittene Brot ist mit einem Stücke Brot anzurühren, nicht mit dem Messer; Salz soll man nicht mit dem Finger nehmen, sondern mit dem Messer auf ein Tellerchen von Brot legen. Man soll das Brot zum Schneiden nicht an die Brust legen, die Suppe nicht aus der Schüssel trinken, nicht mit dem Munde schmecken, sich nicht in das Tischtuch schneuzen, den Gürtel nicht bei Tisch erweitern“ und so viele andere Vorschriften. — F.

(Eine Feengrotte.) Der überaus milde Winter hat allerwärts einen großen Eismangel für die Bedürfnisse des nächsten Sommers hervorgerufen. So kam es, daß unter andern auch nach den kälteren Strichen der Schweiz, namentlich nach den Gegenden, wo sich die unererschöpflichen Schatzkammern des ewigen Eises befinden, der Ruf nach diesem raren Artikel erging. Kürzlich nun verlangte das schnee- und eislose Basel diese Waare aus dem Berner Oberlande und ließ vom weltberühmten Gletscher von Grindelwald mit Dampf Eis holen. Da stießen die Arbeiter, welche eine unterirdische Mine gegraben, auf einen langen Eisgang, den sie durchbrachen und an dessen Ende sie eine herrliche Grotte von smaragdgrünen, hellshimmernden Eiskristallen fanden, die sich gegen 70 Fuß hoch wölbte und ebenso breit und noch einmal so lang war. Der Fußboden aber war mit dem feinsten Kiese überdeckt und ganz trocken. Dem Eindrucke zu Folge, welchen dieses Naturwunder auf die Eindringlinge machte, muß dieser Salon der Feen und Berggeister an Glanz und Herrlichkeit den kühnsten Schöpfungen der Märchenpoesie gleichkommen. Wenn sich die Speculation dieser Entdeckung bemächtigt, dürfte der Eisweg bald gebahnt und die Grotte auch zarten Füßen zugänglich gemacht werden, weshalb die Damen, welche nächsten Sommer das Berner Oberland zu besuchen gedenken, vorläufig darauf aufmerksam gemacht werden. Bliebe es aber bei der kammähnlichen Einfahrt für muthvolle Kriecher, so werden wenigstens die Herren Engländer nicht Anstand nehmen, ihre stolzen Nacken vor diesem Phänomen zu beugen. — b.